

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaubroschüre 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 2.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 6 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Der zweite Vizepräsident des Reichstags, Erbprinz zu Hohenlohe-Schillingenburg, hat sein Amt mit einer ausführlichen Erklärung niedergelegt.

Die konservative Presse demotiviert energisch die Nachricht, daß im Herbst eine neue preussische Wahlrechtsvorlage eingebracht und mit Hilfe des Zentrums und der Linken durchgedrückt werden soll.

Die fortschrittliche Volkspartei hat an Stelle des von der liberalen Kompromißkandidatur im 20. sächsischen Wahlkreis zurückgetretenen Landtagsabgeordneten Koch den Landtagsabgeordneten Brod auf vorgeschlagen.

Die französische Kammer billigte das Vorgehen der Regierung im Marceller Seemannstreik.

Die Opposition in der kretischen Kammer erklärte sich mit der Zulassung der muslimänischen Abgeordneten zur Nationalversammlung einverstanden, womit die kretische Krise als gelöst betrachtet werden kann.

Ein Possenspiel.

Leipzig, 9. Juli.

Heil uns! Ein Prinz, ein wirklicher, richtig gehender Prinz hat erklärt, daß er die Schandwirtschaft der deutschen Reichspolitik nicht mehr länger mit ansehen könne. Im edlen Mannesjorn ist er aufgetreten, hat mit dem jarten Käustchen auf den Mahagoninipptisch geklopft und hat gesagt: Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!

Dem aufmerksamen Leser, in dessen Busen diese Sätze vielleicht gar zu lähne Erwartungen erweckt haben, sei zur Beruhigung mitgeteilt, daß es sich nur um den Erbprinzen Hohenlohe-Schillingenburg handelt, dem Reichstagsabgeordneten für Gotha von Hottentottenblods Gnaden, zweiter Vizepräsident des deutschen Reichstags von Gottes Ironie Gnaden, früheren Leiter der Kolonialabteilung, bis es wirklich nicht mehr ging, ein harmloser Mann, etwas schwer von Begriffen, aber sonst selbengut, glücklich verheiratet und Vater mehrerer Kinder. Homerisches Geschäfter erfüllte stets die hallenden Säle des Reichstags, wenn der gute Erbprinz als zweiter Vizepräsident seines Amtes waltete. Man erinnere sich nur des Rencontres Ledebours mit dem Januschauer. Letztere Parlamentarier erinnerten sich dabei des löstlichen sächsischen Freiherren v. Frege, ebenfalls Vizepräsident des Reichstags, der vor just 10 Jahren seines Amtes

waltete und ebenfalls mit stets zwerchfellerschütternder Wirkung. Das Wort: Schredgespenst, erklärte er einmal für unparlamentarisch.

Also der treffliche Erbprinz hat es für angemessen gehalten, seine schätzenswerte Persönlichkeit dem Reichstagspräsidium zu entziehen. Er hat dem Präsidenten des Parlaments, Grafen von Schwerin-Löwitz, einen Brief geschrieben, in dem er ihm diesen Entschluß mitteilt. Die Gründe? — Führt er seine Unzulänglichkeit? Ist er ein Menschenfeind geworden und will er den Reichstag nicht mehr erheitern? — Nichts von alledem! Der Herr Erbprinz ist ein ernster Politiker, ein Staatsmann, ein Mann von Grundjahren! Und wenn er einen derartigen Schritt tut, so hat er seine tiefsten politischen Gründe. In dem Briefe an den Grafen Schwerin-Löwitz legt er zunächst auseinander, daß er im Jahre 1909 nach Sprengung des Hottentottenblods das Vizepräsidium nur übernommen habe, um dem Gedanken der Wiederannäherung der Bülow-Block-Partei zu dienen. Dann fährt er fort:

Inzwischen haben die Vorgänge bei einer Reihe von Ersatzwahlen zum Reichstage und die jüngst veröffentlichte Erklärung des offiziellen Organs der nationalliberalen Partei eine erhebliche Vertiefung der Gegensätzlichkeit zwischen den einseitigen Blockpartien gezeitigt. Der bei Beginn der Tagung gerechtfertigte Versuch, durch den die Möglichkeit einer Wiederannäherung offengehalten werden sollte, ist gegenstandslos geworden und damit der innere Grund für meinen damaligen Eintritt in das Präsidium fortgefallen. Glaube ich in dieser Entwicklung der Dinge an und für sich noch keinen zwingenden Grund zur Niederlegung des einmal übertragenen Mandats erblicken zu können, so erhebe ich dagegen angesichts des Unheils und der Wirkungen der Borromäus-Enzyklika ständige die Frage, ob in der nun entstandenen Lage die Fortdauer meiner Zugehörigkeit zu einem Präsidium, wie es sich durch die parteipolitische Verbindung seiner Bestandteile darstellt, mit den Grundjahren zu vereinbaren ist, die mich bisher im öffentlichen Leben geleitet haben. Ich muß diese Frage nach gewissenhafter Prüfung der erwähnten Tatsachen vernehmen.

Ein wunderbarer Staatsmann! Weil der Papst in Rom die deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts beschimpft, legt Hohenlohe in Berlin das Vizepräsidium des Reichstags nieder. Die Veröffentlichung der Enzyklika ist schon reichlich anderthalb Monate her, das preussische Abgeordnetenhaus, dem ein Nationalliberaler als Vizepräsident angehört, hat er über sie diskutiert. Das ist nun auch schon wieder einen Monat her. Man hat sich streng nach den Tarifbestimmungen des Evangelischen Bundes entrüstet, in Versammlungen, in Kirchen, auf Kanzeln und Tribünen. Auch das ist vorübergegangen, und allmählich ist es still geworden im Frohspruch der Pfaffenfresser. Jetzt! Da! Plötzlich! Hurra! Jetzt hat's auch unser Erbprinz, unser Erni gehört, daß was los ist, er entrüstete sich nachträglich und legte wegen der Borromäus-Enzyklika sein Vizepräsidium nieder. Erni erfasste eine Situation nicht schnell, aber gründlich!

Man kann sich denken, mit welcher Janitscharenblechmusik die „Tat“ des guten Erni von der linksliberalen Presse gefeiert wird. Sie kommt an welthistorischer Bedeutung gleich nach dem Anschlag der Lutherischen Thesen an die Wittenberger Schloßkirche, nach der Erfindung des Schießpulvers oder der Heirat des letzten Hohenzollernsohnes. Man lese nur, wie das Leipziger Tageblatt vor Freude Rad schlägt:

Um den Schritt in seiner vollen Bedeutung zu ermessen, ist es unumgänglich notwendig, sich der verwandtschaftlichen Beziehungen des Erbprinzen zu erinnern. Man muß daran denken, daß der Erbprinz zu dem den regierenden Fürstenthümern eubürtigen und verschwägerten Hause Hohenlohe gehört; daß er der Regent eines deutschen Herzogtums war; daß er dem Hause Hohenzollern verwandt ist, und daß ihn der Kaiser Erni zu nennen pflegt. Wenn dieser Mann über die künftige Politik im Deutschen Reich nicht unterrichtet sein sollte, wenn dieser Mann seine Schritte nicht nach allerbesten Informationen lenken wollte, so wüßten wir keinen, der aus besseren Quellen schöpfen könnte. Zugleich aber stellt es auch dem Manne s-mut dieses deutschen und gut evangelischen Fürsten das schönste Zeugnis aus, daß er trotz der vielen Kräden, die ihn mit den ersten Stellen in Deutschland verbinden, seiner Überzeugung festhält und sich vor der Opposition gegen die offizielle Politik nicht gescheut hat. Der Erbprinz v. Hohenlohe-Schillingenburg ist kein Blinder. Er ist auch kein Mann der fähen Tat. Sein Blick ist nach innen gerichtet, seine Entschlüsse sind das Produkt innerer Kämpfe und ernster Arbeit.

Die „volle Bedeutung“ des prinzipialen Schritts liegt nach der linksliberalen Presse darin, daß der Prinz die schwarzblaue Politik nicht mehr mitmacht, liegt in der scharfen, in der „vernichtenden“ Kritik, die er durch seinen Rücktritt an der Politik des Herrn Bethmann gelbt hat. Möglich, daß der gute Prinz Herrn Bethmann verurteilen wollte, tatsächlich hat er ungewollt nur die nationalliberale Partei kritisiert. Der gute Erni scheint die Zeitungen nicht zu lesen, sonst müßte er bemerkt haben, daß die „Absage“ der nationalliberalen Partei an Bethmann, mit der er ebenfalls seinen Rücktritt begründet, schon lange wieder zurückgenommen ist! Er lebt politisch von altschadenem Brot, der gute Prinz. Kaum hat er sich soweit über die politische Situation orientiert, daß er einen Entschluß fassen kann, so hat sich diese Situation schon wieder von Grund aus verändert. Ja, wer sich nach den Nationalliberalen richten will, der darf seinen nach „innen“ gerichteten Blick haben, der muß hurtig sein wie ein Wiesel, heute hü und morgen hott! So hat der Erbprinz mit seiner „historischen“ Leistung nur sinnfällig vor Augen geführt, wie schnell sich die Fraktion Drehscheibe dreht, schneller, als der treffliche Sinn des guten Erni zu fassen vermag.

Und das ist der Humor davon! Während die Nationalliberalen schon lange im Amarsch nach rechts begriffen sind, erklärt der Freikonervative Hohenlohe, daß sie Herrn Bethmann einen wütenden Fehdebrief geschickt haben.

Seuilleton.

Das Haus Michael Senn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

1) Nachdruck verboten.
Som Dom ertönte langsam und feierlich der Stundenklang. Zwölf Uhr Mittag. Heiß brannte die Mittagsonne eines wolkenlosen und sommerlich schwülen Maien-tages hernieder. Durch die schwüle Luft zitterte der Nachhall der Glockenschläge. Auf dem Domplatz war es ein-stimmig. Nur hier und da schlenderte wer vorüber. Ab und zu ein Geistlicher im langen schwarzen Talar. Dann spazierten wieder gravitätisch einige Tauben über das Pflaster.

„Kimm der Herr heut' nimmer aber ins G'schäft?“ unterbrach da die Ladin auf einmal mit ihrer harten, etwas freischendenden Stimme die beschauliche Mittagstille.

Das kam so plötzlich und unvermittelt, gleich einem brutalen Nibhton in der feierlichen Ruhe ringsum, daß Christian Thaler wie aus einem Traum erwachend zusammenstarrte.

Sattig rückte er seine Brille zurecht, tauchte gewohnheitsmäßig die Feder in die Tinte und fragte:

„Wie meinen's, Anna?“

„Ob der Herr heut' gar nimmer zuaber (herzu) geht!“ sagte die Ladin schnippisch. „Jetzt wär's do Zeit! I möcht' gehn Mittag machen!“

„Sie können ja gehn, wenn's hungrig sein!“ erwiderte der Buchhalter trocken.

„Es wär' epper (etwa) z'truha, daß i hungrig bin! Von achte z'morgen bis um zwölfe nix im Magen! Der Herr Senn und der Herr Franz haben's guat. Die gehn grad' auf!“

„Wenn's gehn woll'n, nachher gehn's glei!“ sagte der Buchhalter kurz und vertiefte sich, ohne aufzusehen, angelegentlich in seine Schreiberei.

„I geh' schon!“ meinte die Anna und holte sich aus einer Ecke ihren altmodischen Hut hervor, den sie nicht ohne eine gewisse Eitelkeit aufsetzte. Sie sah darin einer Bogel-scheuche zum verwechseln ähnlich. Ohne ein Wort des Grußes entfernte sich die Ladin und schlug die Eingangstür mit den hohen Glasscheiben entrüstet hinter sich zu. Der Buchhalter schaute ihr nach, mit einem Blick, als ob eine widerliche große Spinne sich soeben entfernt hätte. Nun war er allein im Laden und lehnte sich mit geschlossenen Augen in seinen Sessel zurück. Ob er da schlief oder nur nachdachte, konnte man nicht entscheiden.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte er so in regungsloser Stellung gefessen sein, als eine schmale Seitentür in der Nähe des Schreibpults geöffnet wurde und ein kleines, schwarzes Weibchen mit leisen unhörbaren Schritten herein-schlich. Es war alles schwarz an ihr. Das fadenförmige Gewand, das Umhängetuch und das große Kopftuch, aus dem ein gelbes runzliges Gesicht mit kleinen lauernen Augen hervorguckte. Wie ein kalter Hauch ging es von der Frau aus. Betroffen und tief erschrocken starrte Christian Thaler das Weibchen an, ohne eine Frage an sie zu richten. Er wußte, was sie ihm nun sagen würde. Er war nicht unvorbereitet darauf. Und doch, als er die Leichenfrau plötzlich vor sich stehen sah, fühlte er, daß seine Selbstbeherrschung zu schwinden drohte.

„Der Herr Senn schickt mi aber —“ fing die Toten-anfängerin nach einer kleinen Pause mit leiser, etwas singender Stimme an. „Die Frau is g'storben!“

„Tot!“ Christian Thaler sprach es tonlos, ohne ein Zeichen der Erregung. Dann starrte er mit seinen hellen Augen wieder wie geistesabwesend ins Leere.

„Sie soll'n's G'schäft zumachen und außer kommen!“ fuhr das Totenweibchen nach einer abermaligen Pause fort, während der sie den alten Buchhalter forschend von der Seite betrachtete. „s wird's G'schäft nimmer auf-

tan bis nach dem Begräbnis!“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß Christian Thaler die Tür nur einfach zuzugeln wollte.

Der alte Buchhalter trat nun hinaus auf den sonnigen Domplatz und ließ die schweren Rollläden herunter. Das schwarze, kleine Weibchen hatte sich sachte hinter ihm aus dem Laden geschlichen und überquerte mit leise schlürfenden Schritten den Platz, in der Richtung gegen die Pfarr-kirche zu. Sie mußte nach altem Brauch die Trauerbot-schaft von Haus zu Haus verkünden und um ein frommes Gebet für die Heimgegangene sowie um zahlreiche Be-teiligung an ihrem Begräbnis bitten.

Christian Thaler unterbrach für einen Augenblick seine Tätigkeit und schaute ihr nach. Der Vergleich mit einem Raben, der nach dem Volksglauben Unglück bringt, stieg in ihm auf. Mit lautem Geräusch fielen die schweren Eisenläden herunter.

Neugierige Köpfe an den benachbarten Fenstern wur-den sichtbar. Einige Minuten später ertönte von dem weißen, spitzen Turm der Pfarrkirche der klagende Ton des Sterbeglockens. Das tat den Brüdern zu wissen, daß die Frau Senn nun gestorben sei.

Zweites Kapitel.

Beim Schein der kleinen Petroleumlampe mit dem grünen Lichtschirm saß Christian Thaler in seiner Stube und kramte in altem Zeug herum. Er hatte ein paar kleine Schachteln und Päckchen mit vergilbten Blättern und Briefen neben sich auf dem runden Tisch aufgestapelt.

Nun suchte er lange mit zitterigen Händen, bis er end-lich ein kleines, sorgfältig verschmirtes Paketchen ge-funden hatte. Das enthüllte er. Langsam und bedächtig, fast ehrfürchtig. Ein schmales, ganz verblaßtes Band kam zum Vorschein.

Christian Thaler überließ es fröstelnd kalt. Die ihm vor mehr als dreißig Jahren einmal dieses Band gegeben, die hatte man heute begraben.

Frau Theresia Senn war damals noch ein blutjunges Mädel gewesen. Und der Christian Thaler war auch noch